

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63266-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Cat Marnell

How to Murder Your Life

Selbstporträt eines Hochglanzjunkies

Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt und Jürgen Bürger

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Hinweis: Namen und Identifizierungsmerkmale einiger
im Buch porträtierter Personen wurden geändert.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Mai 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017

bei Simon & Schuster, New York, unter dem Titel

«How to Murder Your Life. A Memoir»

Copyright © 2017 by Cat Marnell

Lektorat Susanne Frank

Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München

Umschlagabbildung FinePic®, München

Satz aus der Maiola bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63266 2

Inhalt

Widmung

Einleitung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

Nachwort

Inhalt

Für alle Partygirls

Einleitung

«Der Sache gehe ich auf den Grund», sagte das Schiff. Kleiner Witz. Das Schiff, das war *ich*, und ich ging auch nicht auf Grund, sondern fast zugrunde – allerdings nicht an diesem Abend. Ich war auf dem Weg ins VIP-Zelt des Cirque du Soleil – ihr wisst schon, diese frankokanadische Zirkusshow? Jedenfalls hatten sie ein großes, weißes Zelt namens Grand Chapiteau, das aussah wie ein Marshmallow, auf Randalls Island aufgebaut, einer Insel im East River direkt neben Manhattan. Am frühen Abend war ich vom Condé Nast Building in Midtown abgeholt und dorthin chauffiert worden. Zur «Arbeit».

Es war im Sommer 2009, und ich humpelte, weil ich Glassplitter im Fuß hatte, nachdem ich ... na ja, was das betrifft, war ich nicht so ganz sicher. Ich *glaube*, ich habe in meinem Bad eine Flasche Kiehl's Musk fallen lassen und bin dann reingetreten, und irgendwie bin ich nie dazu gekommen, mir die Splitter entfernen zu lassen.

«Du musst damit zum Arzt», sagte meine Chefin, die legendäre Beauty-Chefredakteurin Jean Godfrey-June, jeden Tag, wenn ich in Ballerinas in ihr Büro gehumpelt kam. «*Heute!*»

«Ja, ja, mach ich», sagte ich. Aber dann ging ich einfach nach Hause, stopfte wie in Trance Froot Loops in mich rein oder dröhnte mich zusammen mit meinem Freund Marco zu.

Ja! Ich war sechsundzwanzig und arbeitete als Associate Beauty Editor bei *Lucky*, einem der besten amerikanischen Modemagazine, und das war's dann auch schon, was die meisten Leute über mich wussten. Unter dieser Oberfläche hatte ich eine Menge Geheimnisse: Ich war zum Beispiel drogenabhängig. Eine Pillenfresserin. Außerdem war ich eine angehende Alkoholikerin, die nach der Arbeit hinter geschlossener Tür im Büro ihrer Chefin warmen Veuve Cliquot trank; eine hinterhältige und manipulative reiche Ärztehopperin, die sich in rund um die Uhr geöffneten Apotheken rumtrieb, während meine Kolleginnen zu Hause waren und sich mit ihren Freunden im Bett *True Blood* ansahen; eine Salami und Provolone kotzende Bulimikerin, die hundert Dollar am Tag für ihre Fressattacken ausgab, wenn's mal nicht gut lief (und es lief oft

nicht gut); eine weinerliche, zittrige, zu Halluzinationen neigende und an Schlaflosigkeit leidende Frau, die jedes Mal zwei Meter in die Luft sprang und Valium einschmiss, wenn mal eine Diele in ihrer Wohnung knarrte; eine durchgeknallte Selbstverstümmlerin, die vor der *Tonight Show with Jay Leno* saß und sich mit einer Tweezerman-Satin-Edge-Needle-Nose-Pinzette blutige Abszesse in ihre Bikinilinie grub; ein nuttiges, sich selbst verachtendes Partygirl und – vielleicht vor allem anderen – eine einsame Durchgeknallte, die sich fühlte, als stünde sie permanent unter Wasser. Mein Hirn war dermaßen verquirlt, man hätte es sich zum Brunch bei Sarabeth's bestellen können; ich ließ mich von Typen aus der Kunstwelt beim ungeschützten Sex würgen; ich hatte nur einen einzigen Freund, einen Möchtegern-Dash-Snow namens Marco, der versuchte, mir Spritzen in den Hals zu stechen, und einmal die Flüssigkeit aus meinen Nasenlöchern saugte, als ich vom Kokain Nasenbluten bekam; mein Mitbewohner Nev «Catfish» Schulman wollte, dass ich aus unserer Zweizimmerwohnung im East Village verschwand; meine Familie redete nicht mehr mit mir, seit ich meinem Dad eine Rechnung über 30 000 Dollar für einen Entzug beschert hatte. Ich legte mich jeden Morgen in die Badewanne, weil ich zu schwach war, um unter der Dusche zu stehen; ich unterschrieb Schecks für die Miete mit Highlightern; ich hatte drei Psychiater, die mir Pillen verschrieben, aber keinen Gynäkologen oder Zahnarzt; ich führte ein so völlig durchgeknalltes, unregelmäßiges Leben, dass ich nie wusste, ob ich eine Tagescreme oder eine Nachtcreme auflegen sollte; und ich rief kein einziges Mal meine Oma an.

Außerdem war ich eine Lügnerin. Meine Chefin – ich war damals ihre Assistentin – hatte immer voll hinter mir gestanden und mich für sechs Wochen beurlaubt, damit ich einen Entzug machen konnte. Nach meiner Rückkehr hatte ich Jean erzählt, ich sei clean, obwohl das gar nicht stimmte. Und dann beförderte sie mich.

Jetzt war ich also Beauty-Redakteurin. In mancher Hinsicht entsprach ich dem Klischee der supertollen Condé-Nast-Frau – oder ich versuchte es zumindest. Ich trug ein phantastisches Armband von Dior, ein gelbes Kleid von Marni und eine schwarze Dreitausend-Dollar-Lackleder-Schultertasche von Lanvin, die Jean eines Nachmittags

auf meinen Schreibtisch geknallt hatte. («Hier ... die glänzt mir einfach zu sehr», hatte sie erklärt.) Meine Strähnchen stammten von Marie Robinson, gemacht im Sally Hershberger Salon im Meatpacking District; ich hatte eine schicke lavendelfarbene Pediküre – Versace Heat Nail Lacquer V2008 – und duftete obskur und teuer, zum Beispiel nach Suzanne Lang Midnight Orchid und Colette Black Musk Oil.

Aber schaut ruhig genauer hin. Ich war knapp eins dreiundsechzig groß und vierundvierzig Kilo schwer. Die eben erwähnte Lanvin-Tasche war voller oranger Plastikfläschchen von Rite Aid; sah man auf meine Hände, wenn sie in der Tasche nach den Fläschchen wühlten, bemerkte man, dass meine Fingernägel schmutzig waren. Am Kinn hatte ich Ausschlag vom vielen Kotzen. Mein Teint war fleckig, weil ich meinen Selbstbräuner immer dann auftrug, wenn ich zugeद्रöhnt und erschöpft war – um die Erschöpfung zu *kaschieren*. Ein Stylist hatte mir golfballgroße Haarknäuel herausgeschnitten, die sich in meinem Nacken gebildet hatten, nachdem ich monatelang mit Tranquilizern zugeknallt war und aufgehört hatte, mich zu kämmen. Die Ringe unter meinen Augen waren groß genug, man hätte sie bei der Mercedes-Benz-Fashion-Week über den Laufsteg rollen können: Ich hatte seit Tagen nicht geschlafen. Seit Monaten hatte ich nicht mehr als immer nur ein paar Stunden am Stück geschlafen. Und ohne Pillen hatte ich seit *Jahren* nicht mehr geschlafen. Und obwohl ich Artikel darüber schrieb, wie man besser auf sich achtete – auf sein Haar, seine Haut, seine Nägel –, befand ich mich selbst im Zustand des kompletten Zerfalls.

Ich war vorher noch nie im VIP-Bereich eines Zirkuszeltz gewesen. Es gab eine Bar mit Freigetränken und gewaltige Blumenarrangements, und Kellner mit schwarzen Fliegen flitzten herum mit Servierplatten voller Minicheeseburger. Vielleicht gab's auch kleine Schälchen mit Vichyssoise. Ihr kennt das ja! Jedenfalls war ich nicht freiwillig im Scheiß-Cirque de Soleil, sondern als Gast eines großen Kosmetikherstellers – einer der größten Anzeigenkunden von *Lucky*. Als Associate Beauty Editor war es mein Job, das Magazin bei solchen Events zu vertreten: um Smalltalk zu machen und freundlich und professionell zu

sein. Im Ernst, so was war wirklich total easy! Und doch war es für mich nicht immer leicht.

«Ich nehme eins davon», stoppte ich einen Typen mit einem Tablett Champagner. «Danke, Süßer.»

«Hi, Cat!», sagte eine Beauty-Pressefrau mit einem Klemmbrett. «Schön, dass du da bist!»

«Ja, schön, dich zu sehen», log ich. Draußen donnerte es.

«Die Gang ist da drüben», sagte sie.

Sie bezog sich auf die üblichen Verdächtigen – andere Beauty-Redakteurinnen, meine Kolleginnen. Sie kamen von jeder Zeitschrift, von der man schon mal gehört hat: *Teen Vogue*, *Glamour*, *Elle*, *Vogue*, *W*, *Harper's Bazaar*, *InStyle*, *O*, *Shape*, *Self*. Ich war jeden Tag gemeinsam mit ihnen bei irgendwelchen Events, und trotzdem hatte ich nie das Gefühl, wirklich dazuzugehören. Ich hatte jahrelang versucht, Teil ihrer Welt zu werden: durch Praktika und Tausende von Vorstellungsgesprächen. Aber nachdem ich jetzt eine von ihnen *war*, fühlte ich mich unvollkommen – gehemmt und deplatziert in dieser Traumkarriere, für die ich so hart gearbeitet hatte, unfähig, einen Draht zu diesen stilvollen Frauen zu finden, die ich vergöttert hatte. Ich war ja kaum in der Lage, Smalltalk mit ihnen zu führen! Wahrscheinlich half es auch nicht wirklich, dass ich immer mit Adderall zugehörnt war, einem Amphetamin, das zur Behandlung von ADS verschrieben wurde. (*Wie viel Adderall ich so nahm, willst du wissen? Eine Menge.* Genug, um vierhundert Installationen von Damien Hirsts «Pharmacy» zu befüllen! Genug, um den Hunger sämtlicher hungernder Kinder auf der ganzen Welt zu unterdrücken! Genug um – na ja, du hast jetzt eine grobe Vorstellung, richtig?)

Ich stellte mein leeres Glas fort und näherte mich «der Gang» mit derselben diffusen Scheu, die ich in solchen Situationen immer empfand. Ein paar Frauen begrüßten mich mit einem Kopfnicken.

«Wie läuft's denn so bei *Good Housekeeping*?», fragte ich eine Redakteurin mit einem hitchcockblonden Bubikopf.

«*Cosmo*», korrigierte sie höflich.

«Champagner?» Es war derselbe Kellner.

«Nein, danke», antwortete die Cosmo-Redakteurin.

«Klar doch!» Während ich mich bediente, drehte sich eine Frau um, die mit dem Rücken zu mir gestanden hatte. Es war genau die Person, vor der ich mich den ganzen Abend gedrückt hatte: die Marketingchefin dieser (großen – *sehr großen*) Kosmetikfirma. Oh nein.

Meine Chefs bei *Lucky* hatten mich heute Abend hergeschickt, damit ich mich bei dieser mächtigen Herrin über einen großen Werbeetat einschleimte – bei genau der Marketingchefin, die mich nicht nur hasste, sondern erst kürzlich völlig zugehöhnt und in Unterwäsche gesehen hatte. Das alles war auf einer Wochenend-Pressereise zum Mayflower Spa in Connecticut passiert, einem der luxuriösesten Resorts an der Ostküste. Andere Beauty-Redakteurinnen und ich waren dort für zwei Nächte Gast der Marketingchefin und der Kosmetikmarke gewesen. Am ersten Abend gab es ein schickes Dinner. Ich aß nichts. Dann schwankte ich zurück zu meinem De-luxe-Cottage, zog mich nackt aus, warf eine Xanax ein und peppte sie mit einer nach Erdbeere schmeckenden Rivotril auf, die ich an einem mit Tabakkrümeln bedeckten Scooby-Doo-Fruchtsnack klebend auf dem Boden meiner schmutzigen Balenciaga gefunden hatte, und kippte dann auf das antike Himmelbett.

Als ich aufwachte, fiel die Sonne durch die Fenster meiner Suite. Auf der Frette-Bettwäsche war ein Sabberfleck und verschmierter Lippenstift. Und irgendwer ... brüllte rum. Moment, was? Ich drehte meinen schweren Kopf.

Die Marketingchefin stand in meinem Zimmer – und brüllte!

«AHHHHH!» Ich war praktisch nackt! Ich tastete nach der Bettdecke.

«Sie waren nicht beim Frühstück!» Die Marketingfrau nervte. Hinter ihr stand ein Hotelangestellter mit einem Kartenschlüssel. «Wir haben immer wieder angerufen!»

«Ich hab verschlafen!», schrie ich. «Was machen Sie in *meinem* Zimmer? Hab ich denn kein Recht auf Privatsphäre? Sie können doch nicht einfach so hier reinplatzen!» Ich wusste, dass ich mit einem der wichtigsten Anzeigenkunden von *Lucky* nicht so reden sollte, aber ich war angepisst. Ich war vielleicht eine Drogensüchtige, aber ich hatte meine Würde! Verstehst du das?

«Ich will Sie in fünfzehn Minuten im Spa sehen!», kreischte die Marketingchefin. Dann stürmte sie hinaus. Der Hotelangestellte wieselte hinterher. Ich saß da in meinem Benzo-Nebel. War das alles wirklich passiert?

Der Rest des Wochenendes war unangenehm, um es milde auszudrücken. Die Marketingchefin starrte mich die ganze Zeit nur finster an. Ich war noch nie so froh, ein Spa verlassen zu können.

Es war meine mit Abstand schlimmste Pressereise! Aber natürlich konnte ich das meiner Chefin nicht erzählen.

«Wie war das Mayflower?», fragte Jean mich am Montag als Erstes.

«Phantastisch», log ich – vielleicht zu gut. Denn einen Monat später erhielt ich die Einladung zu einem weiteren Event dieser Kosmetikfirma. Und hier war ich also, wieder Gast der Marketingchefin, und vertrat die Beauty-Redaktion von *Lucky* im beschissenen Cirque du Soleil.

«Schön, Sie zu sehen», sagte ich gepresst. Die Marketingfrau nickte steif, dann drehte sie sich wieder um. Mein Lieblingskellner rauschte vorbei.

«Ich nehme noch eins», sagte ich und nahm gleich zwei Champagnergläser. *Glugg-glugg-glugg*.

Und dann ... *Showtime!* Unsere Gruppe nahm die Hälfte der ersten beiden Reihen in Beschlag. Ich saß zwischen zwei anderen Beauty-Redakteurinnen.

Uaaaaaaaarrrrrgghhhhhhhhhhhhh, dachte ich, als die Lichter ausgingen. Ich nahm meine Ray Ban vom Kopf, um meine Augen zu bedecken.

Du *weißt*, was als Nächstes kam. Clowns in riesigen Hosen sprangen aus einer großen Schachtel! Sie turnten durch die Manege.

Dreißig Minuten später saß ich immer noch da, kaute ein Juicy Fruit und fragte mich gerade, wie stark mein Selbstbräuner wohl riecht, als ...

«*HICKS!*»

Das war der lauteste Schluckauf, den ich je zustande gebracht hatte, und meine Schluckaufs sind *echt* laut!

«*Ufff!*», stöhnte ein Clown, während er einen Ball herumrollte. Ansonsten war es still im Zirkus.

«*HICKS!*» Ich hatte den Champagner viel zu schnell gekippt.

«Ufff!»

«HICKS!»

Die Redakteurin neben mir rutschte nervös herum.

«Ufff!»

«HICKS!»

Schließlich konnte ich nicht mehr.

«'tschuldigung», raunte ich der Redakteurin von *Cosmo* zu. «HICKS!» Ich zwängte mich – «HICKS!» – an der Beauty-Redakteurin von *Harper's Bazaar* vorbei. «HICKS!» Ich zwängte mich an *Vogue* vorbei. «HICKS!»

Endlich war ich im Gang. Ich drehte mich um, wollte die Stufen hinauf, und –

«UAHHHHHH!», schrie ich. WOMMMMS! Ich schlug *hart* auf den Boden.

Das Publikum schnappte nach Luft.

Oh. Mein. Gott.

«HICKS!»

Ich rappelte mich auf und stürmte aus dem dunklen Zelt – rein in den VIP-Bereich, wo sich die Kellner auf die bevorstehende Pause vorbereiteten. Ich wankte zur Bar, als wäre ich angeschossen, und bestellte zwei Glas Champagner. Falls es jemals eine richtige Zeit für eine doppelte Dröhnung gab, dann ganz klar jetzt.

Unglaublich, oder? Du ahnst nicht, was als Nächstes passierte.

In der Pause füllte sich das VIP-Zelt mit Leuten. Ungefähr fünf Minuten später verschwand mein Schluckauf. Ich wollte für den zweiten Teil zu meinem Platz zurückkehren, als sich mir ein Mann im Anzug näherte.

«Ma'am», sagte er. Er sprach mit gedämpfter Stimme. «Ich fürchte, ich muss Sie bitten zu gehen.»

Ich glaubte, ihn nicht richtig verstanden zu haben.

«Entschuldigung?», sagte ich.

«Sie werden gehen müssen», wiederholte er.

«Wer sind Sie?», fragte ich.

«Ich bin ein Mitarbeiter des Cirque du Soleil.» Der Mann nahm meinen Ellbogen. Ich riss ihn zurück. «Ich werde Sie jetzt zu Ihrem Wagen begleiten.»

«Sie schmeißen mich aus dem *Zirkus*?», sagte ich.

«Jawohl, Ma'am», erwiderte er. «Ich habe Anweisung, Sie hinauszu-
begleiten.»

«Aber ... aber warum?», stammelte ich.

Er antwortete nicht.

«Ma'am –»

«Ich bin hier als Gast von [Kosmetikfirma]!» Er *musste* sich irren. «Das ist ein großer Sponsor! Die haben die beiden ersten Reihen komplett gebucht!»

«Bitte, Ma'am.» Der Typ sah mich betreten an. «Ich muss Sie jetzt hinausbegleiten.»

«Ist das jetzt, weil ich gestolpert bin?», fragte ich. «Ich konnte die Stufen nicht sehen!»

«Ma'am.» Er hatte sich wieder meinen Ellbogen gegriffen. Und wieder riss ich den Arm zurück. «Ihr Wagen wartet draußen.»

«Woher wissen *Sie* das?», fauchte ich. Woher wusste *er* das? Er nahm meine beiden Ellbogen und führte mich durch die Meute. Die Leute starrten uns an. «Wer hat Ihnen gesagt, dass Sie mich vor die Tür setzen sollen?» Ich sah mich hektisch um und erspähte plötzlich die Marketingchefin: Sie funkelte mich wütend an. *Aha!*

Schließlich erreichten wir den Ausgang. «Lassen Sie mich jetzt endlich los!» Ich wand mich aus seinem Griff. Ich stapfte aus dem Grand Chapiteau. Es regnete in Strömen. Und tatsächlich, da war er: derselbe Wagen, den die Kosmetikfirma geschickt hatte, um mich am frühen Abend bei Condé Nast abzuholen. Mein Name stand immer noch auf einem Schild im Fenster. (Wie ausgesprochen *aufmerksam* von der Marketingchefin, den Wagen für mich zu rufen.) Ich lief durch den Wolkenbruch auf meinen hohen Hacken zwanzig Meter einen matschigen Kiesweg hinunter. Was kümmerte es mich, wenn ich wieder hinflieg?

«Wohin geht's?», fragte mein Fahrer, als ich auf den Rücksitz rutschte.

«East Sixth Street», sagte ich. «Zwischen den Avenues B und C.»

Wir fuhren los, und ich warf eine weitere Adderall ein, um nüchtern zu werden. Ich starrte aus der Seitenscheibe hinaus in den Regen. Die Pille war mir im Hals hängen geblieben; ich schluckte und schluckte, aber ich bekam sie nicht runter.

Vor meiner Haustür zog ich die Schuhe aus, um die fünf Etagen zu der Wohnung hinaufzusteigen, die ich mir mit dem guten alten Nev teilte. Ich schloss die Tür des Apartments auf, schlich durchs Wohnzimmer mit Nevs wunderschönen Designermöbeln aus den 1950ern und ging in mein Zimmer. Mein eigener Einrichtungsstil war ... nennen wir's einfach: «Retro-Drogenlabor». Die Wände waren praktisch bis zur Decke mit Doppelseiten aus Modemagazinen tapeziert – «Collagieren» war mein Lieblingsding, wenn ich zugehöhnt war –, und praktisch überall lag Make-up herum (so, so viel Make-up). Die Keramikbox auf meinem Schreibtisch war voll mit gläsernen Schillums, Q-Tips und meinen Dope-Beutelchen aus Pergamentpapier; mein Bett war übersät mit Filzstiften und Liplinern von Clarins, mit blonden Clip-in-Extensions, mit Büchern – der Marilyn-Monroe-Biographie von Norman Mailer und dem Gedichtband «Ooga-Booga» von Frederick Seidel – und mit Federjacken und Tsubi-Jeans. Ich schlief da nur selten. Und wenn doch, dann schob ich einfach alles beiseite.

An diesem Abend nahm ich mir vor, mich auszuruhen. Für die richtige Atmosphäre zündete ich eine Kerze an, dann räumte ich den Kram von der Matratze und warf alles auf den Boden, bis ich sie gefunden hatte: zwei kleine Tablettenfläschchen, vergraben unter einem Kopfkissen. Meine Xanax und Ambien.

Ich nahm von jeder eine. Dann ging ich zum Fenster und zündete eine Zigarette an. Der Regen hatte aufgehört, und Alphabet City sah einfach bezaubernd aus, so feucht glänzend. Ich versuchte, inneren Frieden zu finden, doch das war unmöglich. Immer wieder wanderten meine Gedanken zurück zum Cirque-du-Soleil-Zelt – zu meinem Sturz, zu den Beauty-Redakteurinnen, die sich umdrehten und mich ansahen, zum wütenden Blick der Marketingchefin, zum derben Griff des Mannes, der mich mit sanfter Gewalt durch die Menge zum Ausgang bugsierte. Was sollte ich Jean sagen? Was würden *andere* Beauty-Redakteurinnen Jean erzählen? Sie kannte ja alle.

Plötzlich hatte ich das sehr, sehr dringende Bedürfnis, mich hinzulegen.

Ich drückte meine Zigarette in einer Muschelschale aus, schloss das Fenster und ging ins Bett. Ich verteilte etwas Pure Fiji Coconut Lotion auf meinem Bauch, schloss meine Smokey Eyes und wartete, dass der Vorhang fiel. Diesen Teil hasste ich. Ich versuchte, mich auf meinen Atem zu konzentrieren, so wie ich es in der Entziehungskur gelernt hatte: *einatmen, ausatmen*.

Aber ich konnte meinen Verstand nicht beruhigen. Verdammt, Cat. Was war nur mit mir los? Ich hatte mehr Baustellen als ganz NYC. Und mit zunehmendem Alter wurde es auch nicht besser. Ganz im Gegenteil, es wurde nur noch schlimmer.

Einatmen, ausatmen.

Scheiß drauf. Ich wuchtete mich hoch und nahm eine halbe Oxy-codon, die auf meinem Nachttisch lag.

Dann schloss ich wieder die Augen. Zeit für ein paar Visualisierungsübungen. Ich stellte mir einen weißen Tiger vor, der mich durch einen schwarzen Dschungel zu einem schwarzen Fluss führte, der mich fort von meinen Problemen tragen würde – fort vom Grand Chapiteau, fort von der Marketingchefin, fort von den Beauty-Redakteurinnen. Der schwarze Fluss trug mich durch den schwarzen Dschungel bis ans Ende der Insel, dort entließ er mich in ein riesiges schwarzes Meer. Doch unter der Wasseroberfläche gab es keine Haie, nur mich allein. Ich trieb auf dem Rücken und schaute zum schwarzen Himmel auf.

Einatmen, ausatmen.

Als die Schwere sich schließlich über mich senkte, fühlte es sich so gut an – wie dieser Bleikittel, der einem vor einer Röntgenaufnahme beim Zahnarzt umgelegt wird. Ich vergaß die Duftkerze, die auf meiner Kommode brannte. Schwarze Wellen brachen sich auf meinem Bett. Ich glitt unter die aufgewühlte Wasseroberfläche. Es fühlte sich so gut an, ich wollte ewig so weiter hinabsinken. *Hmmmm*. Meine Augen rollten nach hinten, mein Körper entspannte sich, und ich verlor das Bewusstsein zum Album «Blackout» von Britney Spears, das in meinem Kopf in Endlosschleife lief.

1

Schon immer, solange ich denken kann, wollte ich Beauty-Redakteurin werden. Ich fand's besser, Beauty-Redakteurin zu sein als Präsident der Vereinigten Staaten! Okay, die Zeilen sind direkt vom Anfang des Films *Goodfellas* geklaut und ich hab einfach «Gangster» durch «Beauty-Redakteurin» ersetzt. Aber soweit es meine Geschichte betrifft, funktionieren sie ebenfalls.

Vor mir liegen zwei *sehr* seltene alte Ausgaben des *Beauty Queen Magazine*, des heißesten Titels der Neunziger. Das Magazin voller ordinärer Magic-Marker-Blondinen mit kugelschreiberroten Lippen und primitiv gezeichneten Nasen, die wie Schwänze aussehen, brachte «die schönsten jungen Damen im Alter von 10–20» in topaktueller Mode: Hochzeitskleider, Bikinis und etwas, das aussieht wie ... eine Schnorchel-Ausrüstung. Was Beauty betrifft, macht Lindsay Liner, Covergirl der Ausgabe «Feb–June 1991», «Werbung für New Michanne Make-up» – und das wissen wir, weil vom Namen des Produkts aus ein Pfeil direkt auf Ms. Liners Gesicht zeigt. Im Gegensatz dazu ist das Titelmodell der Ausgabe «July–Sept 1991» total ungeschminkt: «Sally Smothers, ein natürliches Mädchen ohne jedes Make-up!», heißt es auf der Titelseite. «Sieht sie gut aus?»

«Aber, Cat, wo ist denn dieses coole Magazin erschienen?», werdet ihr Print-Aficionados euch jetzt sicher fragen. «Bei Hearst? Hachette? Der Meredith Corp.?» Nein, nein und (eindeutig) nein. *Ich* habe das *Beauty Queen Magazine* herausgegeben. Auf den Markt gebracht habe ich's 1990, im Alter von sieben Jahren. Die junge Caitlin Marnell war in Personalunion Chefredakteurin, Artdirector ... einfach alles! War man mit mir verwandt, dann abonnierte man mein Magazin, ob man wollte oder nicht. Was auch erklärt, warum ein Vierteljahrhundert später immer noch so viele alte Ausgaben in Umlauf sind.

Ich hatte fünfzehn Jahre kein Exemplar des *Beauty Queen Magazine* mehr gesehen, als ich 2010 diese beiden Ausgaben in einer der An denken-Schubladen meiner Großmutter Mimi entdeckte. Als ich darin blätterte, war ich total platt. Hatte ich mich wirklich schon im dritten

Schuljahr für solche Sachen wie Anzeigenkunden, Beauty Credits, Nude Make-up und Artikelüberschriften interessiert? Vermutlich, denn ich hielt den Beweis dafür ja in Händen. Zwanzig Jahre bevor ich tatsächlich Beauty-Redakteurin wurde, hatte ich bereits so getan, als wäre ich eine!

Verrückt, oder? Andererseits läuft es wahrscheinlich genau so, wenn man quasi dazu bestimmt ist, etwas zu tun – etwas zu *sein*. Und da bin ich absolut sicher: Ich war dazu bestimmt, Beauty-Redakteurin zu sein. Die Sache ist nur, mir war ebenfalls vorbestimmt, eine Süchtige zu sein – jedenfalls glaube ich das, und das führte zu einigen ... Problemen.

Aber ich greife mir selbst vor. Drehen wir die Uhr einfach mal zurück, okay?

Warnung! Wenn euch Geschichten über «privilegierte weiße Mädchen» ankotzen (wen nicht?), solltet ihr jetzt vielleicht lieber aufhören zu lesen.

Ich komme aus derselben Stadt wie Giuliana Rancic, die in Ungnade gefallene frühere Moderatorin bei E! Entertainment Television: Bethesda, Maryland, ein Vorort von Washington, D. C., so durch und durch weiß, dass man sich das Kaff praktisch wie eine Line reinziehen könnte – und daran kann ich absolut null ändern. Du kannst es mir glauben, ich habe zweimal versucht, dieses Kapitel aus dem Buch zu nehmen! Meine Lektorin *zwingt* mich immer, es doch wieder reinzunehmen. Außerdem langweilt es mich unendlich, von meiner Kindheit zu reden, was wiederum bedeutet, dass es *euch* ebenfalls ziemlich langweilen könnte. Bringen wir's also einfach hinter uns.

Ich bin am 10. September 1982 im District of Columbia unter einem Mond, so weiß wie Crack, auf die Welt gekommen. Ich habe eine Kassettenaufnahme von meiner Geburt. Eine kleine Kostprobe gefällig?

«Es ist ein Mädchen!», verkündet der Arzt.

«Ein *Mädchen?*», jammert meine Mutter. «Ich wollte kein Mädchen!» Argh.

Als Kind hatte ich alles und noch einiges mehr. Ich wuchs in einem piekfeinen Viertel auf, ungefähr «zwanzig Minuten vom Weißen Haus entfernt», wie meine Eltern immer sagten. Die Häuser in meiner Straße, der Kachina Lane, lagen so weit auseinander, dass an Halloween nie irgendwer für Süßes oder Saures die Runde machte. Unser direk-

ter Nachbar war der Journalist und Pulitzer-Preisträger, der eine CIA-Verschwörung zur Ermordung von Fidel Castro aufgedeckt hatte. Er war Mormone mit über einer Million blonder Enkel und einem riesigen Haus im Tudorstil, das aussah wie aus einem überkandidelten Drehbuch und ein «Bienenproblem» in den Wänden hatte. Was bedeutete, dass sich über dem Sofa im Wohnzimmer ein Spalt befand, aus dem Honig quoll; man konnte das Rinnsal wegwischen und anschließend seinen Finger in den Mund stecken. *Mmmhmhm*.

Auf der anderen Seite unseres Grundstücks lag das weiße Gebäude der Hermon Presbyterian Church. Ich spielte mit meinem schokoladenbraunen Labrador Benny the Bear Verstecken auf dem hübschen kleinen Friedhof. Dann kam ein bisschen Wald und schließlich – zwei Minuten die Straße runter – eine cremefarbene Villa an der 8313 Permission Tree Road. Ich war ungefähr dreizehn, als irgendwer Eisentore mit einem kursiven «T» darauf aufgestellte. Dann zog der Boxer Mike Tyson ein! Er war nach seiner Haftstrafe wegen Vergewaltigung gerade erst aus dem Gefängnis entlassen worden. Emily, Phil und ich winkten seiner weißen Limousine zu. Manchmal sahen wir ihn beim Einkaufen im Giant Foods in Potomac Village.

Was hatten der Pulitzer-Preisträger, Mike Tyson und die Marnells gemeinsam? Die Gärten hinter unseren Häusern grenzten alle an den Golfplatz des berühmten Congressional Country Club.

«FORE!», brüllten wir, gerade als ein Senator / Golfer-Typ versuchte, sich auf einen alles entscheidenden Putt zu konzentrieren. Das Trampolin in unserem Garten stand praktisch auf einem der Grüns.

Wenn dort Turniere wie die U.S. Open ausgetragen wurden, verkauften meine Schwester und ich durch den Zaun Limonade und Wasser für einen Dollar die Flasche. Im Sommer kletterten wir über diesen Zaun, um zwischen den erfrischenden Fontänen der Sprinkleranlage herumzuspringen; außerdem zog ich immer die merkwürdigen Miniatur-Kuppeln des Kapitols aus dem Boden, die einfach überall herumstanden, und schmuggelte sie dann in meinen eigenen Garten. Im Winter gingen wir zum Rodeln in den Congressional, was aber nicht so toll war. Wie Golfplätze eben so sind! Die sind weder für Kinder noch für *echten* Spaß geeignet. Man rodelte einen nicht sonderlich steilen, künst-

lich angelegten Hang hinunter und landete dann – *Juchhu!* – mit dem anderen Fuß in einem Bunker. Das war's dann auch schon mit Schlittenfahren.

Der ausgedehnte Garten vor unserem Haus war *grün-grün-grün*, genau wie der Golfplatz. Wildfremde Menschen machten da draußen Picknick; meine Eltern ließen sie. Wir hatten einen Tennisplatz, und einen Spielplatz à la Waldorfschule, der aus Bäumen gefertigt worden war, die bei Unwettern umgestürzt waren. Die Hartriegelbäume benutzten wir als Fußballtore, und an den Ästen unserer Tulpenbäume waren lange Schaukeln befestigt. Von den Mimosen fielen kleine Flusen wie Feen herunter; wir hatten auch mehrere Magnolien mit dunkelgrünen Blättern und ultraintensiv duftenden weißen Blüten. Ich kletterte in ihnen herum und linste in die Vogelnester. Die Azaleen blühten jedes Frühjahr in den Farben des Sonnenuntergangs: Pink, Orange, Rot mit einem Stich ins Orange und lavendelfarben. Und Kamelien gab es ebenfalls.

Im Ernst, es war wahnsinnig. Einmal klopfte sogar eine Frau an unsere Haustür und sagte, es täte ihr sehr leid, falls sie verrückt klänge, aber seit sie ein kleines Mädchen war, habe sie davon geträumt, in 7800 Kachina Lane zu heiraten – und nun sei sie verlobt! Sie zeigte uns ihren Diamantring, und am Ende erlaubten meine Eltern ihr, ihre Hochzeit im Garten hinter unserem Haus, am Swimmingpool und im Rosengarten zu feiern. Wir waren alle eingeladen! Ich ging mit einer Krone aus Geißblatt auf die Tanzfläche.

Mein Bruder, meine Schwester und ich hatten ein so unglaubliches Glück, zehn Jahre lang in diesem ... *Paradies* zu leben. Mein Vater – nicht so sehr. Zwanzigtausend Quadratmeter Garten zu pflegen ist eine Menge Arbeit. Und mein Dad bestand darauf, sich höchstpersönlich um den Rasen zu kümmern, als wäre er ein Bauer und kein Psychiater. Da war dieser schräge, alte, rote Traktor, den wir mit dem Grundstück gekauft hatten, und als wir klein waren, mussten wir mit ihm darauf herumfahren – ich schätze mal, um sein Leid zu teilen. Ich kann mich jedenfalls nicht entsinnen, jemals *freiwillig* auf diesem Traktor mitgefahren zu sein. Das Ding schüttelte einen nur fürchterlich durch. Außerdem blieb er ständig liegen. Mein Vater verfluchte das Ding oft. Meine

Großmutter wollte uns ein Lama kaufen, das das Gras *fressen* sollte, aber Dad lehnte ab. Er hielt Mimi für ein Spatzenhirn.

Dann das Haus selbst! Gott, es war so cool und sah echt gut aus – supermodern. Wie ... Brad Pitt hält sich ja irgendwie für einen Architekten, okay? Brad Pitt hätte dieses Haus *geliebt*. Mimi und meine Eltern haben es 1987, ein paar Monate vor meinem fünften Geburtstag, einem Filmproduzenten abgekauft. Es hieß, das Haus sei ursprünglich von Frank Lloyd Wright entworfen worden, er geriet dann aber mit der Frau des Produzenten aneinander und überließ das gesamte Projekt einem seiner Studenten, der es zum Abschluss brachte. Weiß der Himmel, ob da was dran ist. So oder so, das Ding war echt krass. Es war das *schmalste* Haus, das man sich vorstellen kann. Von vorne sah es aus wie ein Bunker – lang und eingeschossig, mit abgedrehten Reihen winziger, quadratischer Fenster. Von oben sah es aus wie ein ... *Windrädchen*, okay? Es gab einen Stab – das waren die Schlafzimmer, das Arbeitszimmer und die Diele –, und das Dach war flach und mit Kies bedeckt. Man konnte über den Fächerahorn raufklettern, dann oben rumlaufen, auf die Oberlichter schlagen und das Kindermädchen erschrecken.

Die Haustür war übergroß und acht Zentimeter dick – dunkle, behauene Eiche. Der Wind drückte sie ständig auf, und mein Dad drehte immer total durch, weil dann entweder die Heizungs- oder die klimatisierte Luft entwich. Die Bude kostete jeden Monat ein Vermögen an Nebenkosten. Was auch daran lag, dass es praktisch keine richtigen Wände gab. Alles war aus Glas! Als ich fünf war, krachte ein fetter Baum bei einem Sommersturm durch die Wohnzimmerscheiben. Total Robert Frost: «Such heaps of broken glass to sweep away / You'd think the inner dome of heaven had fallen». Kennst du das Gedicht? «Birches». Mein Dad zitierte es ständig. An einem anderen Tag war ein kleines Mädchen bei uns, rannte ständig ins Haus und wieder raus, spielte Fangen mit ihrem Bruder und Phil. Dann: *KRACH!* Sie rannte volle Kanne durch eine der Glaswände, und überall um sie herum Scherben. Das Blut schoss nur so aus ihr heraus! Ich habe alles mitangesehen. Sah aus wie in dem Film *Carrie*; sie schrie und schrie. Ein Krankenwagen hat sie dann ins Krankenhaus gebracht.

Es war ein ganz *außergewöhnliches* Haus. Meine Beschreibungen werden ihm nicht wirklich gerecht. Ich wünschte, du könntest es mit Google Street View oder so anschauen, aber das geht nicht. Ich war fünfzehn, als meine Eltern das Haus an eine Synagogengemeinde verkauften. Ich glaube, den gemauerten Kamin haben sie stehenlassen, aber das war's dann auch schon. Der prächtige Vorgarten ist heute ein hässlicher Parkplatz. Ich meine, nichts gegen Adat Shalom oder so – aber es ist wirklich *ausgesprochen* unansehnlich. Andererseits würde wahrscheinlich alles schrecklich aussehen, verglichen mit meinen wunderschönen Erinnerungen.

Und jetzt kommt das, weswegen ihr dieses Buch überhaupt gekauft habt: pikanter Tratsch über meine faszinierenden Eltern! Ich lege gleich los.

Meine Mom hatte eine Waage, und darauf stand: *THINNER* – wie der Stephen-King-Film. *Einfach alles* an meiner Mutter war mager – selbst der Spitzname, den sie für mich hatte: «Bones.»

«Gibt's die auch in Größe sieben schmal?», fragte sie in dem schrägen italienischen Schuhgeschäft in der Tyson II Mall.

Mein Dad schenkte meiner Mom Shalimar zu Weihnachten, aber sie weigerte sich, es zu tragen. Auch die Pelze und den Schmuck, die er ihr kaufte, gab sie zurück. Sie wollte nur Möbel, Möbel, Möbel. Und die waren total bizarr und ultramodern – passend zu dem wahnsinnigen Haus. Ihre Beistelltische sahen wie Fahrradpumpen aus, und ihre Wohnzimmersessel hätten auch aus Guantánamo Bay importiert sein können. Ihre «Stücke» zerbrachen immer oder bohrten sich mit einer spitzen Ecke in einen, wenn man versehentlich gegen sie lief. Es gab keine Dekokissen oder Vorhänge oder Bettrüschchen oder sonst irgendwas Feminines. Alles war kantig. Das Einzige im ganzen Haus mit einer geschwungenen Kurve war der Stutzflügel.

Das Schlafzimmer meiner Eltern hatte eine Glaswand mit Blick auf den Kirschblütenhain und die Forsythien hinter dem Haus, und es gab eine weiß-goldene Badewanne mit Whirlpool-Düsen, die nie funktionierten. Da drin kämmten die Kindermädchen meine Läuse aus, während ich in meinem Badeanzug heulte. Meine Mom rauchte dort jeden Morgen genau zwei Zigaretten, behauptete aber, das nicht zu tun. Sie be-

wahrte die Benson & Hedges in den goldenen Packungen in ihrer Unterwäsche-Schublade neben den fleischfarbenen BHs und Höschen auf. Sie passten gut zu den pfirsichfarbenen manikürten Nägeln, die ihre Finger verlängerten, ihrem neutralen Lippenstift, dem beigen Bubikopf und ihren sonnengebräunten, straffen Armen.

Meine Mutter hatte Diabetes, also hatten wir immer ein Kindermädchen, das bei uns im Haus wohnte.

«Mein Blutzucker ist niedrig», sagte meine Mutter, wenn meine Schwester und ich uns mal wieder wahnsinnig fetzten. Dann ging sie den sehr langen, engen Flur zu ihrem Schlafzimmer hinunter und schloss die Tür hinter sich.

Als ich im Kindergarten war, hatten die Nannys Namen wie Anka, Margaret und Anna. Dann fiel die Berliner Mauer, und ich vermute, alle Mädchen aus Osteuropa kehrten nach Hause zurück. Danach kamen unsere Nannys aus Iowa: Ruth, Debbie, Karen und Amy. Sie machten uns für die Schule fertig, während Mom mit ihrem Kaffee und Insulin vor dem Fernseher saß und die Nachrichtensendung *Today* mit Katie Couric und ihren glänzenden, übereinandergeschlagenen Beinen verfolgte. Meine Mutter zuckte nicht zusammen, wenn sie sich in den Finger stach. Ihre Diabetes-Schublade war voll mit Spritzen. Einmal injizierte ich mir Wasser in den Bauch. Die Nadel tat überhaupt nicht weh.

Mimi hatte meine Mom in Virginia Beach aufgezogen. Der Vater meiner Mom war ein so passionierter Golfer, dass der Princess Anne Country Club seine Fahne auf Halbmast setzte, als er starb. Meine Mom besuchte die Norfolk Academy, anschließend war sie auf dem Internat der St. Catherine's School in Richmond. Auf dem College wurde sie dann magersüchtig. Sie bewahrte eine Packung ungekochter Hotdogs auf der Fensterbank ihres Zimmers auf, und sie aß einen pro Tag. Sie hatte aufgehört, ihr Zimmer zu verlassen, aber das College brauchte eine ganze Weile, bis das jemand mitbekam. Dann war meine Mom lange im Krankenhaus. All diese schmutzigen Details hatte ich von Mimi, Mom selbst sprach nicht darüber.

Und jetzt war sie Psychotherapeutin mit einer Praxis auf der Forty-Second Street NW und einer Teilzeitstelle am Psychiatric Institute of Washington (PIW) an der Wisconsin Avenue. Viel zu Hause war sie

nicht. Manchmal nahm sie mich mit zu Saks Fifth Avenue in Chevy Chase, um sich eine Handtasche anzusehen, über die sie «nachdachte».

«Hi, Stacey», sagte die Verkäuferin immer.

«Das ist meine Freundin Jennifer», erklärte mir meine Mom.

«Hi, Schatz», krächte Verkäuferin Jennifer daraufhin. «Ich hab ja schon so viel von dir gehört.»

Meine Mom shoppte und shoppte und shoppte. Sie blieb in den Kaufhäusern, bis sie zumachten. Manchmal durften wir Kinder mit. An einem Abend kamen wir um halb neun nach Hause – eine halbe Stunde später, als wir normalerweise als Familie zu Abend aßen. Wir hatten Essen bei California Pizza Kitchen gekauft. Mein Bruder und ich trugen die Tüten vom Auto ins dunkle Esszimmer. Phil knipste den Kronleuchter an, und dann sahen wir's: Alle sechs Stühle lagen in Einzelteilen über den Boden verteilt. Der Mahagoni-Esstisch war nur noch Kleinholz. Es sah aus, als wäre ein Tornado durchs Haus gefegt! Meine Mutter hatte die Möbel eben erst gekauft.

«Mom!», jaulte ich.

Sie tauchte hinter mir auf.

«Kids», sagte sie. Ihr Gesichtsausdruck war so glatt wie ein Stein in unserem japanischen Steingarten. «Geht in eure Zimmer.»

Auf dem Weg nach unten sah ich, dass der eingetopfte Baum im Foyer umgestoßen worden war. Eines der Bilder hing nicht mehr an der Wand. Jemand – ich wusste, wer – hatte absolut *alles* kurz und klein geschlagen. Niemand erklärte uns jemals, warum.

Mein Dad war der Chef der Psychiatrie in einem großen Krankenhaus und leitete die Station für Jugendliche in einem anderen. Er schaffte es jedes Jahr auf die «Liste der besten Ärzte» des *Washingtonian*, sagte aber zu mir, dass sei keine wirkliche Auszeichnung.

«Falls Sie Mordlust verspüren oder suizidal sind, legen Sie bitte sofort auf und wählen 9-1-1», zwitscherte die Sekretärin meines Dads auf seinem AB. «Ansonsten hinterlassen Sie jetzt Ihre Nachricht.»

Die Patienten meines Dads bewarfen ihn ständig mit Urin und solchen Dingen. Sie kratzten oder bissen ihn, und er musste immer wieder Aids-Tests machen lassen. Oder sie hängten sich auf. Er musste mit ei-

ner Menge fertig werden. Er verließ das Haus um Punkt 6 Uhr 45 und kam um 19 Uhr 30 hungrig nach Hause. Von montags bis freitags. Nach dem Essen zog er sich dann für eine weitere Stunde in sein Büro zurück. Samstags war er den halben Tag im Krankenhaus mit Visiten beschäftigt. Sonntag war sein freier Tag. Und an dem Tag stieg er auf seinen Traktor.

Mein Dad liebte Geschichte und Shakespeare und war so klug, dass man mit ihm *Jeopardy!* anschauen konnte und er auf sämtliche Fragen die richtigen Antworten wusste. Er hatte auf der Duke zuerst Chemie im Hauptfach studiert und anschließend die medizinische Fakultät der Tulane University besucht. Seine Facharztausbildung machte er in einem Krankenhaus in London. Sein Arbeitszimmer zu Hause war voller Bücher aus seiner Schulzeit: Freuds «Die Traumdeutung», Jungs «Erinnerungen, Träume, Gedanken». Aber von *meinen* Träumen hatte er todsicher keinen einzigen gedeutet. Er schien über diese Art Psychiatrie auch nicht mehr nachzudenken. Vermutlich war er dazu viel zu beschäftigt. Wenn er zu Hause war, dann war er «auf Abruf». Das Telefon klingelte um drei Uhr morgens, und anschließend konnte er nicht mehr einschlafen. Er nahm immer per Telefon Neuaufnahmen in die Psychiatrie an, sagte den Krankenschwestern, sie sollten all den Leuten, die ihre Mütter zusammengeschlagen hatten, weil Gott über den Fernseher zu ihnen sprach, Chlorpromazin oder Lithium oder Ziprasidon verschreiben.

Mein Dad war ein dermaßen talentierter Arzt, dass er mit geschlossenen Augen Antipsychotika verschreiben konnte! Ich weckte ihn aus seinem sonntagnachmittäglichen Nickerchen in der Hängematte im Garten. Auf seiner Brust lag ein aufgeschlagenes Buch – «Der Zauberberg» oder «Tess von d'Urbervilles: Eine reine Frau» oder irgend so was. Vielleicht ein Harold Bloom.

«Dad.» Er schlug die Augen auf. «Telefon.» Er nahm mir das schnurlose Telefon ab, dann schloss er wieder die Augen. Er hörte einen Moment lang zu. Dann ...

«Risperidon», nuschelte er. «Zwei Milligramm.» Und kaum hatte er das Gespräch beendet, war er auch schon wieder eingeschlafen.

An anderen Wochenenden machte mein Dad mit mir ganz besondere Ausflüge: zu Jahrmärkten oder abgelegenen Läden für Puppenhausausstattung. Manchmal mussten wir vorher kurz auf einer seiner Abteilungen vorbeisehen, damit Dad seine Visite machen konnte. Die Krankenschwestern erzählten mir dann, wie sehr sie meinen Dad bewunderten. Dann gaben sie mir einen Ananassaft. Ich ging damit in den Wartebereich und sah mir gemeinsam mit den Patienten in ihren Papieren veralls *Eine schrecklich nette Familie* an.

Jeden Abend, wenn mein Dad seine Telefonate erledigt hatte, pfiff er nach unserem Labrador Benny the Bear. Manchmal ging ich mit ihnen spazieren.

«So war ich selber einst ein Birkenschwinger», sagte mein Dad immer – wieder Robert Frost –, wenn wir die Mülltonnen unsere aberwitzig lange Einfahrt runter zur Kachina Lane rollten, unter dem langweiligen Sternenhimmel von Bethesda.

So träume ich, wieder einer zu sein, dachte ich.

«Werde nie Ärztin», sagte mein Vater mir bei einer anderen Gelegenheit. Als müsste er sich Sorgen machen.

Warum sollte man nie einen Tennisspieler heiraten? Weil beim Tennis «Love» nichts bedeutet! *Hahaha*. Das Einzige, was meine Eltern jemals gemeinsam machten, war – soweit ich mich erinnern kann –, Tennis zu spielen. Ich spielte im Haus derweil die Sekretärin. Wie ich schon sagte, das Telefon hörte nie auf zu klingeln. Unsere Nummer stand in keinem Telefonbuch, dennoch hatten einige Patienten meiner Eltern Zugriff auf die Hotline.

«Hier bei Marnell», sagte ich an einem Sonntagnachmittag, als meine Eltern draußen vor dem Haus waren und Tennis spielten.

Hechel. Hechel. Hechel.

«*Er-broaaaaah*», ... kotzte eine Lady schließlich in den Hörer. Es war eine manisch-depressive Patientin, die von meiner Mom und meinem Dad gemeinsam betreut wurde. Lynn hatte einen Mund voller verfaulter Zähne, und sie konnten sie nicht überzeugen, zum Zahnarzt zu gehen. Sie rief ständig bei uns an. «*Isch Schteischi schda?*»

«Die ist momentan nicht zu sprechen», erwiderte ich höflich. Mom war es gestattet, während des Tennisspiels keine Anrufe anzunehmen. Mein Dad musste immer.

Zehn Minuten später ...

«Hier bei Marnell.»

«Auftragsdienst», sagte eine gelangweilt klingende Dame, «ist Dr. Marnell da?» Ich war bereits mit dem schnurlosen Telefon und barfuß durch die Tür. Es dauerte ein paar Minuten, bis ich am Tennisplatz war. Meine Eltern spielten ein Doppel mit einem anderen Pärchen.

«GOTTVERDAMMTNOCHMAL, STACE», brüllte mein Dad. Er trug eine weiße Shorts von Izod und eine dieser Sportsonnenbrillen. «GEH ANS NETZ!»

«Ich versuch's ja!», jammerte meine Mom dann. Meine Mutter trug ein Tennisdress von Asics und darunter eine dieser schrecklichen Unterhosen, in die man seine Bälle stopft. Tennis Panties heißen die. *Würg*. Ich sehe sie noch heute deutlich vor mir ... wie sie in ihren Rock greift und einen Ball herauszieht. Dieser verstörende Anblick hat sich mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingeprägt.

«Dad», unterbrach ich.

Er legte seinen Wilson-Schläger beiseite, wischte sich den Schweiß von den Handflächen und nahm das Telefon.

«Dr. Marnell am Apparat.» Das andere Pärchen stand da. Und dann: «Geben Sie ihm alle vier Stunden [so und so viel] Milligramm Zyprexa.» Und dann nahm ich das Telefon zurück.

«Fünf – null», sagte irgendwer. Dann das typische Geräusch, wenn ein Tennisball geschlagen wird. *Zwwwack, zwwwack, zwwwack*.

An den Tagen, an denen mein Dad sie auf dem Platz angebrüllt hatte, blieb meine Mom ungefähr vier Stunden weinerlich. Anschließend wurde sie eiskalt.

Ah. «Dysfunktionale» Familien. Falls ihr selbst aus einer kommt, muss ich nichts weiter erklären. Wenn nicht, nun – denkt an die übelste Beziehung, die ihr je hattet. Ihr wisst schon, eine Beziehung, in der ihr euch von euren schlimmsten Seiten gezeigt habt: Rumbrüllen, Sachen kurz und klein schlagen, tagelang kein Wort reden, fiese Kommentare abgeben, sich im Bad einschließen. Und *dann* stellt euch vor, das wür-

de nicht mit eurem Ex passieren, sondern mit eurem Vater, eurer Mutter, eurer älteren Schwester und eurem kleinen Bruder. Und dann stellt euch vor, dass ihr fünfzehn Jahre lang nicht aus dieser Beziehung herauskommt! Das war meine Kindheit. Klar, es hätte auch schlimmer sein können – aber um Keith Richards zu zitieren: «Es hätte besser sein können, Baby.»

Wir spielten alle eine Rolle, aber damals verstand ich das alles nicht und gab meinem Dad an allem die Schuld. Er war so ein guter Mensch, aber sein Temperament war total durchgeknallt. Man wusste nie, wann die nächste Explosion kam – obwohl man am Esstisch ziemlich sicher damit rechnen konnte. Das gemeinsame Abendessen fand immer exakt um acht Uhr statt, im Esszimmer, an sieben Tagen die Woche. Ohne Ausnahme. In den meisten Fällen endete es in einer Katastrophe.

«WENN DU ES AUSKOTZT, MUSST DU'S AUFESSEN», tobte mein Dad eines Abends, während ich heulte und ein Stück Fisch herunterwürgte. Ich war sieben und ziemlich wählerisch beim Essen. «GOTT-VERDAMMT!»

«OAAARGH!», stöhnte und würgte ich.

«ISS ES!», schrie mein Vater.

«Niemand kann dich zwingen, etwas zu empfinden, was du nicht empfinden willst», hatte meine Mutter mal zu mir gesagt, völliger Unsinn.

Er wurde nie handgreiflich, aber es war oft genug ziemlich furchterregend. Bis zum heutigen Tag mache ich komplett dicht, wenn jemand anfängt zu brüllen.

«Mädchen!», schrie meine Mom an einem anderen Abend. Wir hatten uns gerade zu unserem Filet Mignon und Broccoli an den Tisch gesetzt, als mein Dad vom Stuhl aufsprang. «RUFT DIE POLZEI!» Meine Schwester und ich ließen unseren kleinen Bruder allein am Tisch zurück. Wir rannten durch unser großes Haus in das Schlafzimmer meiner Eltern und schlossen die Tür ab. Meine Schwester wählte die 9-1-1.

«Meine Mom hat uns gesagt, wir sollen Sie anrufen!», sagte Emily dem Polizisten am Apparat. «Unsere Adresse ist 7800 Kachina Lane!»

Wir legten auf und rannten zurück durchs ganze Haus, um zu sehen, was inzwischen passierte. Mein Dad brüllte wie verrückt. Die Haustür

stand sperrangelweit offen, und es war ihm völlig egal. In dem Moment wurde mir klar, dass es wirklich ernst war.

«DAS WAR'S!», brüllte er. «MIR REICHT'S! VERDAMMT! ES REICHT!» Er piffte nach dem Hund.

«Er nimmt Ben mit!», heulte ich.

«Psssst», machte Emily. Mein Dad stieg ins Auto und fuhr davon.

Meine Mom wollte die Cops fast nicht reinlassen, als sie dann klingelten.

«Es war ein Missverständnis», sagte sie. «Alles in bester Ordnung.» Am nächsten Abend war mein Dad zum Abendessen wieder da, also schätze ich mal, dass dem wohl so war.

«Sprich nicht schlecht über deinen Vater», meinte meine Mutter seufzend, wenn ich zu ihr ging – was nicht besonders häufig vorkam. Sie saß in ihrem Schlafzimmer, sah eine Folge von *L. A. Law*. «Kannst du mir mal den Arm massieren?» Tennisarm.

Es gab zwei Orte, zu denen ich fliehen konnte, wenn's zu Hause schlecht lief. Zum einen war da Mimi. Sie wohnte nur einen Steinwurf von unserem Glashaus entfernt, im Gästehaus. Ich ging rüber, wann immer ich sie brauchte. Meine Großmutter war für mich der liebste Mensch auf der ganzen Welt. Sie entstammte einer sehr alten Virginia-Familie, und ihr eigener Cousin, ein Mann namens Beverly, war in sie verliebt. Sie sprach mit starkem Südstaatenakzent und nannte mich «Shugaaah» und «Daaah-lin».

Ihr Wohnzimmer war voller Orchideen und winziger silberner Löffel und klitzekleiner Mokkatässchen und Untertassen und Pfauenfedern und Perlmutter-Operngläser und Muscheln. Wenn einem danach war, konnte man das Fuchsjagdhorn ihres Urgroßvaters nehmen und reinBRÜLLEN! Und das alles lag einfach so rum. Ihr glänzender Steinway stand in der Ecke. Sie spielte darauf und trällerte dazu mit ihrer altmodischen Singstimme.

«Fox went out on a chilly night ...»

«Prayed for the moon to give him light ...», fiel ich ein.

Unter ihrem Bett bewahrte Mimi in Eiswürfelschalen Modeschmuck auf. All die großen Ohrringe waren zum Anklipsen, weswegen

man sie tragen konnte, auch wenn man erst fünf war. Die Sachen in ihrem Schrank waren noch besser: künstliche Zöpfe, Turbane, herrliche, handgeschnittene Gehstöcke, Seidenkimonos und echte Nerze mit gläsernen Glubschaugen, die man sich über die Schultern werfen konnte, wenn man Cruella Marnell spielte.

Bei Sonnenuntergang fuhr Mimi mit mir nach Potomac, um die Pferde auf der Avenel Farm anzusehen. Manchmal fütterten wir sie mit Möhren. Dann musste ich langsam nach Hause. Mimi aß nie mit uns zusammen im gläsernen Esszimmer zu Abend. Mein Dad wollte das nicht.

Der *andere* Ort, an den ich immer flüchten konnte, war mein Zimmer. Es lag im Keller – sehr weit weg von den Zimmern meiner Eltern, meines Bruders und meiner Schwester. Das Zimmer der Nanny lag direkt neben meinem, also war ich nicht total allein. Trotzdem hatte ich Angst, da unten zu schlafen, als wir frisch nach Kachina gezogen waren – ich war damals vier –, aber oben bei den anderen war einfach kein Platz für mich.

«Du bist die Mutigste», hatte meine Mom zu mir gesagt. Wohl wahr.

Das Untergeschoss war riesig – und das reinste Chaos. Biblische Fluten! In dem Raum, in dem die Waschmaschine stand, platzten mitten in der Nacht die Rohre, und dann *spritzte* es nur so von der Decke; mein Dad zerrte mich um ein Uhr morgens aus dem Bett und ließ mich einen Eimer halten. Schuld ist wahrscheinlich der Lehrling von Frank Lloyd Wright, schätze ich. Im Flur stank es nach Schimmel, und der Teppichboden war immer feucht und irgendwie matschig; man bekam immer klatschnasse Socken. Um in mein Zimmer zu gelangen, musste ich ständig über irgendwelche Pfützen *hüpfen*. Und da unten gab es irrsinnig viele Krabbeltiere: so kleine mit Kneifern – meine Schwester und ich nannten sie Tweedlebugs – und Weberknechte, die auf die Steppdecke geklettert kamen, während man sich mit einem Buch unter das Laken kuschelte. Schließlich bekam ich ein Etagenbett – einfach nur, damit ich hoch über dem Boden schlafen konnte.

Aber weißt du, was komisch ist? Je älter ich wurde, desto besser gefiel es mir, da unten in diesem krassen Keller zu wohnen. Es war wie meine eigene Welt! Niemand überwachte mich. Mein Dad kam runter, um mir gute Nacht zu sagen und das Licht auszuschalten, aber zehn

Minuten später machte ich es einfach wieder an und las «Sweet Valley High», so lange, wie ich wollte. Als ich in der fünften Klasse war, sah ich mir bis zum Morgengrauen im Spielzimmer einen California-High-School-Marathon an – das erste Mal, dass ich die ganze Nacht durchmachte. Dann schlief ich am Sonntag bis um ein Uhr nachmittags, und kein Mensch kriegte was davon mit! Es war die verrückteste Sache, die ich je getan hatte. Ich hatte monatelang Läuse und erzählte meiner Mom nichts davon. Im Keller klaubte ich mir die Viecher vom Kopf. Dann rupfte ich sämtliche Flöhe von Benny the Bear (keine Ahnung, wo er sich die geholt hatte, aber es waren echt *viele*). Ich musste mir nicht mal die Zähne putzen! Oder baden oder mir die Haare kämmen. Ich schmuggelte Junkfood nach unten und aß im Bett; mein Zimmer war das reinste Sumpfgebiet, aber kein Mensch interessierte sich dafür. Niemand nervte mich. Niemals. Im Ernst, ich hätte da unten jemanden umbringen können, und es hätte keinen Menschen gejuckt! Und es hätte nie irgendwer was davon mitbekommen.

[...]